

SIMON STRAUSS  
SIEBEN NÄCHTE

*Blütenbar*

SIMON STRAUSS  
SIEBEN NÄCHTE

‡

*Blümenbar*



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-05041-2

Blumenbar ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2017

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017

Gestaltung Vor- und Nachsatz und Cover

Zero-media.net, München

unter Verwendung eines Bildes von © VikaValter | Getty images

Gesetzt aus der DTL Documenta und der Brandon Grotesque

durch Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

[www.blumenbar.de](http://www.blumenbar.de)

*Für M und S  
und für T*

Dandy, you know you're moving much too fast,  
And Dandy, you know you can't escape the past.  
Look around you and see the people settle down.

Oh Dandy, Dandy,  
When you gonna give up?  
Are you feeling old now?  
You always will be free,  
You need no sympathy,  
A bachelor you will stay,  
And Dandy, you're all right.

**THE KINKS**

Durch so viel Formen geschritten,  
durch Ich und Wir und Du,  
doch alles blieb erlitten  
durch die ewige Frage: wozu?

Das ist eine Kinderfrage.  
Dir wurde erst spät bewußt,  
es gibt nur eines: ertrage  
– ob Sinn, ob Sucht, ob Sage –  
dein fernbestimmtes: Du mußt.

Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,  
was alles erblühte, verblich,  
es gibt nur zwei Dinge: die Leere  
und das gezeichnete Ich.

**GOTTFRIED BENN**

## VOR DEM ANFANG

‡



**DAS HIER SCHREIBE ICH AUS ANGST.** Aus Angst vor dem fließenden Übergang. Davor, gar nicht gemerkt zu haben, erwachsen geworden zu sein. Ohne Initiation, ohne Reifeprüfung einfach durchgerutscht bis zur Dreißig. Alle Abschlüsse gemacht, alle Termine eingehalten, viel gelächelt, wenig geweint, ein bisschen geweint, aber vor allem gelächelt. Auf viele Züge aufgesprungen, kurz mitgefahren, dann wieder die Richtung gewechselt. Ich war schon weit weg, kenne mich aus in der Welt, habe mit vielen gesprochen, eine Menge Bilder gesehen, Stimmen gehört, stand hier und da auch im Wind, aber was mir wirklich etwas bedeutet, woran ich glaube, kann ich nicht sagen. Wohin ich will schon: Immer weiter nach oben – die Leiter ist lang.

An Ehrgeiz hat es mir nie gefehlt, schon in der Schule stand ich vor Stundenbeginn an der Tür, um mir vom heraneilenden Lehrer mit einem kurzen Nicken bestätigen zu lassen, dass ich wieder die Bestnote bekommen würde. Später, in den Proseminaren an der



Uni, habe ich den Professoren aufgesagt, was sie hören wollten. Die Zufriedenheit, die sich auf ihre Gesichter legte, wenn ich an der richtigen Stelle den richtigen Ton traf, die gewünschte Theorie zitierte, habe ich geliebt. Für sie habe ich mein Herz verraten. Und mir am Abend beim Gläserspülen eingeredet, für Widerworte sei später immer noch Zeit. Und nach Rom würde ich fahren, wenn das Wetter schöner wird.

Ein Sympathiesüchtiger. Einer, der sich leichtfertig zu vielem bekennt, von dem er eigentlich zu wenig weiß. Der von Gegnerschaft träumt, und im entscheidenden Moment doch lieber nichts sagt oder nur lustlos vermittelt. Wenn es laut wird, halte ich mir die Ohren zu, wenn mich ein böser Blick trifft, schaue ich zur Decke, zu den Rissen im Putz.

Und jetzt sitz ich hier, mitten in der Nacht, und höre dem Regen zu, wie er aufs Fensterbrett schlägt. Kein Licht brennt mehr in den Fenstern gegenüber, der *Tatort* ist gelaufen, das Lachstatar verdaut. Nur manchmal öffnet traumversunken ein nackter Mann den Külschrank und greift nach einer Flasche Milch. Dann fällt das weiße Licht aus den Neonröhren auf seinen Oberschenkel. Ansonsten ist da nichts als Stille.

Und ich denke, ich hoffe, dass jetzt doch noch was kommt. Schnell, bevor es zu spät ist. Noch habe ich keinen Ruf zu verlieren. Gehört mir keine Kunstsammlung und kein Vorgarten. Kinder, die einmal

aus dem Haus gehen könnten, gibt es noch nicht, und auch keinen frühen Ruhm, an den zu erinnern mutlos macht.

Aber bald, sehr bald, werde ich mich festlegen müssen. Auf ein Leben, eine Arbeit, eine Frau. Bald werden die Tage und Treffen vorübergehen, ohne dass sie etwas verändern. Werden die Momente ohne Wirkung bleiben und die Erschütterungen nachlassen. Ordnung wird herrschen und ich ein Untergebener meines Ehrgeizes sein.

Davor, später nur auf graue, gerade Linien zurückzuschauen, habe ich Angst. Dass mir die Gefühle abhanden kommen, sich Gewohnheit einstellt. Vor der trockenen Sicherheit, dem Kniefall vor der Konvention. Nie geschrien zu haben, immer nur kleinlaut geblieben zu sein, davor fürchte ich mich. Ich, der ich hier sitze, an meinem aufgeräumten Schreibtisch mit Kerze und Kuli, bereit fürs Diktat. Die Aufträge werden kommen, man wird mich fordern und befördern. Abschieben in ein Büro mit Terrassentür, die nur auf Kipp zu stellen ist. Mein Inneres ist bedroht durch den farblosen Rahmen, der auf mich wartet. Er hängt schon rechts oben an der weißen Wand. Bereit, mich einzupassen, mein Leben still zu halten.

Ich, der ich von Anfang an dicht bei der warmen Heizung gesessen habe, immer schon satt gefüttert, mit allen Chancen versehen. Das Opernabo gleich bei der

Geburt abgeschlossen. Ich bin schon als Schwächling auf die Welt gekommen und meine Privilegien haben mich nur noch weiter geschwächt. Was Gefahr heißt, habe ich nie gespürt. Nie geahnt, dass Wege auch nach unten, ins Abseits führen können. Ich bin gefangen in einer Blase aus Glück. Gekämpft habe ich für wenig. Tischtennisplatten in der Schulpause gab es immer genug. Und als ich achtzehn war, wurde der Wehrdienst abgeschafft.

Mit jedem erfolgreichen Test, jeder abgenickten Meinung bin ich lustloser geworden: »Das ist nicht falsch, kann man aber auch anders sehen.« Kompromisse schwächen den Händedruck. Wer zu oft den Fahrstuhl nimmt, findet nicht mehr den Weg zur Hintertreppe. Der bleibt in der Bequemlichkeit stecken, verliert die Sehnsucht, den Drang.

Nicht mehr zu wollen, als man hat, davor habe ich Angst. Den richtigen Zeitpunkt für den Absprung zu verpassen. Nachts über Baustellenzäune zu klettern und sich Sand in die Schuhe zu schieben, den Mantel mit Schlamm einzuschmieren, damit es nach Abenteuer und vollem Risiko aussieht, wenn jemand zu Besuch kommt, das reicht nicht. Ein zerrissener Jackenärmel und ein Knutschfleck am Hals machen noch keinen Helden. Für Kurzausflüge hinter die Komfortzone lohnt der Gesetzesbruch nicht. Das führt nicht ins Offene, sorgt nur dafür, dass alles so bleibt, wie es war.

Die Angst vor dem Scheitern ist bei mir nur ein Tick, ein Antrieb auch, um mich für Niederlagen zu wappnen, aber die Angst vor dem Kompromiss ist wirkliches Hemmnis. Bald werde ich nur noch Gespräche führen, die mit »Stress« beginnen und mit »viel zu tun« enden. In Mittagspausen sitzen, in denen von Auszeit und Aufstieg geträumt wird. Vor dem Einschlafen an Gehaltserhöhungen denken und mich fragen, ob noch genug Babybrei im Kühlschrank steht. Die Wolken werden über mich hinwegziehen, ohne dass ich den Blick auf sie richte, die Sterne fallen und ich werde zu müde sein für einen Wunsch. Ich habe Angst vor Eheverträgen und stickiger Konferenzluft. Angst vor Gleittagen und dem ersten vorgetäuschten Lächeln. Angst vor dem Ende des freien Lebens, vor Festanstellung, Rentenversicherung, Spa-Wochenenden im Mai. Angst vor dem Lebenslauf, vielleicht.

Deshalb diese Nacht. Deshalb dieses Schreiben. Der einzige Kampf, der jetzt noch lohnt, ist der ums Gefühl. Die einzige Sehnsucht, die trägt, ist die nach dem schlagenden Herzen. Zu viel Gelände ist verloren gegangen an den Zynismus, der seine kalten Finger um alles legt. Der noch die letzte Kerze ausbläst, die letzte Fluchttür verriegelt, den letzten Vorhang herunterreißt. Er feiert Siege an allen Ecken und Enden und tupft uns Zurückgefallenen hämisch Nivea-Creme auf die entzündeten Wangen. Er macht uns glauben, mit

seiner Hilfe ließe sich jeder Rückstand aufholen. Aber in Wirklichkeit höhlt er uns aus, dieser Zynismus, bohrt sich tief ins Innere und legt Stollen an, durch die er herausschleift, was dort unten an kostbaren Schätzen lagert.

Mit ihm an der Seite lachen wir leichtfertig über andere und merken erst zu spät, wie schwach wir selbst dadurch geworden sind. Wie viel Kraft wir verloren haben für Empfindung, Anteilnahme und Begeisterung. Viel hat auch damit zu tun, dass wir überheblich meinen, die reine Berechnung könne alles bewirken. In den staubigen Archiven der Vernunft haben wir zu oft vergeblich nach Antworten gesucht auf Fragen, die nur auf offenem Deck, unter freiem Himmel gelöst werden können. Dass es auch ein Versteck gibt, in dem ein Geheimnis wohnt, über das man staunen kann und sich nicht den Kopf zerbrechen muss, das kann nur bestreiten, wer rein als Logiker denkt. »Beweise ermüden die Wahrheit«, hat Georges Braque gesagt. Und Claudel: »Wer bewundert, hat Recht!«

Das sind Sätze, die ich mir vorsage. Utopieformeln? Ja, vielleicht – aber fehlt euch denn wirklich nichts ohne sie? Ihr, die ihr Gespräche führt mit Händen in den Hosentaschen, mit Schulterzucken und Kaugummi im Mund, die ihr euch durch den doppelten Boden der Ironie absichert, alles auf Distanz haltet, nie ernst werdet, höchstens aufgeregt.

Sehnt ihr euch nicht manchmal auch nach wilderem Denken? Nach Ideen ohne feste Ordnung, Utopien ohne berechenbaren Sinn, nach Ecken und Kanten, an denen ihr euch stoßen könnt? Schämt ihr euch nicht, keine Antwort zu haben auf die Frage: »Was für eine Meinung vertrittst du, die nicht auch die Mehrheit teilt?« Dabei geht es nicht um Provokation, sondern Bewusstsein. Darum zu begreifen, wo man steht und mit wem man den Standort teilt.

Ich will wieder den Wunsch nach Wirklichkeit spüren, nicht nur den nach Verwirklichung. Ich will Mut zum Zusammenhang, zur ganzen Erzählung. Die Sprengköpfe der Dekonstruktion haben wir lange genug bewundert, jetzt ist wieder Zeit für ein paar große Architekten. Für Neubauten ohne Einsturzgefahr.

Wo seid ihr, die ihr Lust am Planen und Träumen habt? Warum sitze ich hier immer noch allein und schaue ins Dunkle? Verliebt in die Einsamkeit, die ich mir vorspiele. Nachtgedanken im dritten Stock: Altbau, Stuckdecke, Stangenschloss – ein Rimowa-Gefühl für die Ewigkeit.

Hin und wieder stolpert unten einer aus der Eckkneipe und brüllt seinen Suff in die Nacht. Dann bellen die Hunde der Nachbarn unter mir. Sie wissen ja nichts von meinen Gedanken, diese Hunde, sonst würden sie sich zurückhalten und andächtig die Pfoten falten unter mir.

Ich habe Sehnsucht nach Gemeinschaft, weil es zum Einzelgänger nicht reicht. Weil ich der »großen inneren Einsamkeit«, von der Rilke in seinem Weihnachtsbrief an Kappus schwärmt, nicht gewachsen bin. Noch nicht. Die Welt, die ich in mir trage, lebt vom gesprochenen Wort, von Austausch und Augenaufschlag. Ich brauche das Gespräch, Gesichter, die leuchten. Freiheit und Freundschaft – die Worte haben doch denselben Stamm, gehören zusammen. Noch ist es nicht zu spät, das Virtuelle mit dem Handschlag, der Umarmung zu überlisten. Noch ist Zeit, gemeinsam zu streiten, eine Gruppe zu gründen mit dem Namen »Neue Sinnlichkeit«. Noch kann die Erinnerung Gegenwart werden.

Also kommt an meinen Tisch und legt die Hände hinter den Kopf – ich warte auf euch. Denn: Wer spricht sonst schon noch von Empfindung? Wer hat ein Gespür für den eigenen Herzschlag? Welche Mütter und Väter, welche Lehrer und Priester, Trainer und Therapeuten machen Mut zum Überwältigt-Sein? Geben Hoffnung auf eine andere, weitere Welt?

Ich träume von einer langen Treppe, die hinaufführt zu einem abgeschiedenen Raum. Eintritt haben nur diejenigen, die Fehler machen, Umwege gehen, Versuche wagen. In diesem Raum steht nichts als ein langer Tisch mit hölzernen Stühlen. An ihm sitzen verhinderte Einzelgänger, abseits der Allgemeinheit, nur in dieser Gruppe zu Hause. Es sind keine Freunde, kei-

ne Engvertrauten, ihre Stimmlagen sind nicht eingeübt. Allein ihre Jugend verbindet sie, Noch-nicht-dreißig ist das Kriterium und: ein Fragender zu sein, kein Besserwisser.

Hier zusammenzukommen heißt vor allem eines: Reibung spüren. Es ist ein Ort, an dem Blicke erwartungsvoll erwidert werden, nicht in müder Skepsis aneinander vorbeigehen. Wo die Lust am Naiven sich nicht einschüchtern lässt. Souverän ist, wer über die stärkste Phantasie verfügt, nicht über die schärfste Ratio. Ein Geheimclub für alle, die noch ans Geheimnis glauben.

Aber weil ich sie noch nicht gefunden habe, diese Treppe, nur von ihr träume (das aber oft!), bleibt mir nichts als die Angst. Die Angst zu verlieren, was ich schon habe, und nicht zu bekommen, was ich noch will.

Sie gilt als die erste Göttergabe: *Primus in orbe deos fecit timor* – zuerst haben die Götter die Angst erfunden (Stattius). Denn Angst ist nicht nur die hässliche Kehrseite von Glück. Sie verfügt über wundersame Kräfte, stiftet Menschen dazu an, ihre Außenwelt durch Sprache, Mythos und Wissenschaft zu bändigen. In eine klare Form zu bringen. Ihr Ausdruck zu verleihen.

Sie kann machen, dass ich in einer Nacht wie dieser plötzlich vom Tisch aufstehe und auf den Balkon gehe, schüchtern erst, mit unsicherem Gang. Der Regen ist stärker geworden, die Äste der Kastanien knacken im



Wind. Oben auf dem Dach sitzen ein paar Krähen und schauen spöttisch auf sie herab: Keine Haltung, diese Äste, immer nur ein schwaches Fähnlein im Wind. Die Angst gibt mir Mut, lässt mich hervortreten ans Gittergeländer und rufen und brüllen und schwören mit ausgestreckten Fingern und starrer Hand: »Ich will nicht Niemand sein.«

Bevor der Moment des Übergangs kommt, die Zukunft mich für immer eingemeindet, will ich den festgelegten Ablauf noch einmal durchbrechen. Will mich mit aller Kraft an den Uhrzeiger hängen und versuchen, einmal selbst Anstifter zu sein. Ein einziges Mal will ich spüren, wie es ist, groß anzusetzen, aus dem Schatten hervorzutreten und von oben auf das Geschehen herabzusehen. Ich will. Und ich kann.

Denn ich habe ein Angebot bekommen. Einer, den ich kaum kannte, dem ich vor Kurzem begegnet bin, hat mit mir einen Pakt geschlossen. Er wolle mich führen, hat er gesagt, dorthin, wohin es mich drängt. Ich weiß nicht, warum, aber ich erzählte ihm alles, sprach von meiner Verzweiflung, meinem Ungenügen. Und er hörte mir zu, unvermindert, ohne auf die Uhr zu schauen. Er blickte mich an, führte mich in Versuchung. Und am Ende, nachdem ich ganz aus mir heraus gesprochen hatte, sagte er mit einem Zucken um seinen Mund, er wisse genau, was mir fehle. Und er kenne den Weg dorthin.

Immer um sieben Uhr abends würde er sich melden und mich auf einen Streifzug schicken durch die Stadt. Immer würde ich einer Sünde begegnen, einer der sieben Todsünden. »Auf dass du eine findest, in der du dich wohlfühlst. Oder dich für immer von ihnen abkehrst«, hat er gesagt. Eine Nacht lang hätte ich Zeit nach dem Sturm zu suchen, ihn selbst zu entfachen. Aber wenn der Morgen graute, müsste ich geschrieben haben. Bis sieben Uhr früh sieben Seiten, jedes Mal. Ich solle es mir überlegen. Eine Nacht lang gebe er mir Zeit.

Diese Nacht ist vorbei, hinter den Krähen geht die Sonne auf. Ich weiß nicht, was er von mir will, was er sich von all dem verspricht. Dieser Mann, er steht auf der anderen Seite, ist über dreißig, hat ein Leben und einen Lauf. Ich weiß nicht, ob ich ihm trauen kann. Aber ich habe keine Ausrede, keine Alternative. Ich werde eingehen auf seinen Vorschlag: Werde gierig, hochmütig und faul sein, neiden und wüten, Völlerei und Wollust treiben. Sieben Nachtschichten einlegen, um den Moment des Übergangs hinauszuzögern, um der drohenden Zukunft noch einmal zu entkommen.

Vielleicht kann ich mir mein Inneres auf Dauer nur bewahren, wenn ich es preisgebe. Für eine Nacht, für sieben Seiten. Der Angriff wird mich angreifbar machen, aber auch schützen vor zu viel Schutz. Weil mir die Gefahr sonst nirgends begegnet, muss ich sie mir selber suchen.

Ich werde also sündigen, sieben Mal. Sieben Mal schreiben in der Nacht, so wie jetzt. Mit jenem seltsam selbstbewussten Gefühl, das mich umgibt, in dieser menschenleeren Stille, dem spärlichen Licht. Kein Reifen quietscht, kein Telefon klingelt, keine Waschmaschine läuft. Das Ferne ist ganz nah. Fast greifbar. Jetzt könnte ich alles werden, alles sagen, so scheint es. Keine Wunde ist zu tief, als dass ich nicht noch tiefer bohren könnte. Kein Schmerz zu heftig, als dass er mir nicht doch irgendwie zum Schlüssel würde. Nur weiß ich nicht, ob das bei Nacht Gefühlte bei Tag noch Bestand haben wird...

Aber die Nacht ist gleichzeitig auch die Zeit der größten Furcht: Einsamkeit kriecht aus den Ecken hervor, schnürt mir die Seele zu und kaut die Fingernägel ab. Wirft mich auf mein Selbst zurück und lässt das Bewusstsein verschwinden. Habe ich mich eben noch groß und bedeutend gefühlt, bin ich jetzt kleiner als klein. Ein Nichts, ein Niemand. Einer, der sich an den Nasenhaaren zieht und sich ausmalt, wie die Freunde auf seiner Beerdigung schluchzen. Welche Musik gespielt wird, welche Fotografie im Hintergrund steht. In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine – nicht nur, weil dann die zweite Bettdecke kalt bleibt, sondern auch weil so die bösen Geister nicht mehr losen müssen, wem sie zuerst ans Herz greifen.

Der Schreiber bei Nacht ist eine Kippfigur. Auf einer

Schulter sitzt die Angst zu versagen, auf der anderen der Mut, es mit allen aufnehmen zu können. Mal überschaut er seinen Besitz, betrachtet die Welt von oben, sieht, wie es besser geht, glaubt an den ureigenen Gedanken, die Tat, den Sinn. Dann schaut er nochmal auf sich herab und jetzt ist er nur noch ein winziges Teil, ein Rädchen, das seinen Antrieb äußeren Kräften verdankt. Er sieht einen jungen Mann mit ergrauten Schläfen, dem der Stift aus der Hand fällt.

Es gibt Chancen, die bieten sich nur in einem bestimmten Alter. Dann muss man entscheiden: Entweder – Oder. Das alte Schicksalsspiel. Ich habe mich entschieden. Ich will es. Will erste Sätze schreiben. Ungeschützt schwärmen. Skizzen machen, Modelle bauen und Wünsche auflisten.

Das hier ist ein erster und letzter Atemzug. Ein Warmlaufen für den großen Auftritt kurz vor Schluss. Es sind Anstiftungen, aber zugleich auch Abschiedszeilen. Geschrieben in der Nacht, um in der Nacht gelesen zu werden. Am besten in sieben verschiedenen. In ihnen steckt Mut. Sehnsucht. Und Angst. Geht vorsichtig mit ihnen um. Dann könnten sie etwas bedeuten.

Der, der mich losgeschickt hat, wird vorerst sprachlos bleiben. Nur einmal wird er sich selbst zu Wort melden. Am Ende. Wenn alles vorbei ist.

Bis dahin: Kommt mit ans Fenster. Schließt die Augen. Und zerbricht das Glas ...